

(Nachdruck verboten).

Die alte Truhe.

Von Timm Kröger.

1]

„Anna,“ sagte Trien Paulsen zu ihrem Töchterchen, „dat's Merra, roop Badder!“

Bei Trien ging es immer auf den Glodenschlag. Fünf Minuten vor halb zwölf wurde Vater gerufen; wenn er in die Küche gekommen war und sich die Hände wusch (die halbe Stunde war inzwischen voll geworden), dann trug sie die Suppe auf.

„Roop Badder,“ sagte Trien Paulsen zu Anna.

Anna lief, so hurtig wie die flinken Füße nur wollten, über die Diele und aus dem Dielentor über die Hofstelle. Eine gelbe Henne flüchtete und verschwand mit großem Geschrei um die Hausede zwischen Streudiemen und Schweineföben. Anna aber sprang auf den Wall, der Hofstelle und Koppel trennte, und rief in den Nebel hinein: „Badder, dat's Merra!“

„Is good!“ klang es von einer Stelle her, wo der Nebel am dichtesten war.

Man hörte, wie jemand die Karre niedersezte, den Spaten einsezte; dann trat Vater aus dem Nebel heraus und ging auf Anna zu.

Gans Paulsen war ein kräftiger, bäurischer Mann in den besten Jahren. Er steckte in der fleidamen Tracht von Wauleinen, die Hosen waren in die kurzen Schäfte seiner Stiefel gesteckt.

Er verließ seine Arbeit wie einer, dem die Mahlzeit eine unliebsame Unterbrechung ist, der sich freut, bald wieder anfangen zu dürfen. Er war dabei, wie er sich ausdrückte, mit Gottes Erdboden herumzutarren, und mit Gottes Erdboden tarren, tat er zu gern.

Wenn in den Ländern an der Wasserkante die Winterfaat bestellt worden ist, wenn es keine dringenden Arbeiten mehr gibt, wenn die üblichen Herbstnebel (sie ziehen in der Regel bis Weihnachten hin) die Natur grau anstreichen, dann fing Gans Paulsen an, mit Gottes Erdboden herumzuwirtschafte. Denn das Vieh besorgen und was sonst im Hause zu tun war, machte das Frauenvolk spielend ab.

Gans Paulsen gehörte zu den Bauern, die für gerade Linien schwärmen. Seine Weide hat an Lerchs Koppel einen Budel und in der Mitte eine „Lunk“, das heißt ein Loch, eine Vertiefung, worin sich zeitweilig Wasser ansammelte. Nun war es seit Jahren sein Vorjat gewesen: der Budel soll verschwinden und auch das Loch, — der Budel soll das Loch ausfüllen. Und nun war er schon ein paar Jahre jedesmal ein paar Wochen dabei, den Budel in die Tiefe zu tarren. Die gute Ackererde wurde dabei hüben wie drüben zurückgelegt und auf die Ebene wieder aufgelegt, damit nichts umkomme und alles fruchtbar und tragend bleibe.

Wenn Gans die Arbeit in Tagelohn durch fremde Leute hätte ausführen lassen sollen, so würde es sich kaum gelohnt haben. Nun aber, da er es selbst tat, kam es ihm wie geschenkt vor. Den dicken, grauen Nebel liebte er und hielt ihn für gesund, darin fühlte er sich frisch und wohl. Im Nebel beschwerte ihn weder die Kälte, die im strengen Winter allem um ihn her einen tönernen Klang gab, noch die Hitze, die sich im Sommer unter den Kleidern aufstaute.

Und dann liebte er das, was der Nebel mit sich bringt, — die Stille, die Einsamkeit. Wenn er nicht weiter als zwanzig Schritt sah, wenn er mitten drin in dem grauen Wolfengerinsel steckte, dann ging bei ihm die Gleichung auf, die in jedes Menschen Brust nach einer Lösung sucht.

Zimmenheide hieß der noch wenig angebaute Sandrücken, auf dem Gans Paulsens Kate lag. Und an der lang ausgebrehten Landstraße war durchschnittlich alle fünf Minuten Wegs ein einsamer Katenbesiß hingestrent.

Ruhig und versonnen war auf solchem Fleck das Leben immer; im Herbstnebel kam es, wenn er den Budel wegfarnte, zu Gans in ganz kleinen Pulschlägen her.

Nach Osten fiel das Land gleich von seiner Weide weg hinab, und dicht an seiner Grenze wuchs ein kleines Wäldchen auf, in dem ein Elsternpaar hauste. Das schrakelte öfters auf; der Laut fiel hart auf Gans Paulsens Trommelfell.

Er hörte es gern, freute sich und segelte mit der Karre auf dem Laufbrett nach der Lunk donnernd hinab.

Nachbar Thiezen, — der wohnte etwas weiter nach Norden hin, — war kein so ganz kleiner Bauer, — er hielt aber an der alten Mode fest, er wollte keine Maschine und drosch mit der Hand. Die ganzen Tage, wo Gans gefarrt hatte, war er nicht mehr aus der Melodie der Dreischlegel herausgekommen. Vormittags hieben bei Thiezens drei ein, das gab die rechte Melodie. Und das Geklapper hörend, schaufelte und schaufelte Gans Paulsen die Karre voll und schob und schob.

„Badder, dat's Merra!“ hatte Anna gerufen.

„Dat's good, it kom.“

Es gab Erbsensuppe. Gans Paulsen aß wie ein gesunder Arbeiter, der den ganzen Vormittag mit Gottes Erdboden geschoben hat, ist. Und nachmittags ging er wieder in der Karre.

Am anderen Tag um halb zwölf lief Anna wieder über die Hofstelle, diesmal war keine Henne da; die schwarze Kaze ging wie eine feine Dame mit feinen Pfötchen über den Hof.

„Badder, dat's Merra!“

„Good, Kind!“

Es gab Mehlbeutel und Speck und Rauchfleisch und braune Lunte und Pflaumen darin.

„Nun,“ sagte Trien, „hilft's bald mit dem Berg?“

„Ja, Trien, wenn das Wetter so bleibt, und wenn ich mich daran halte, kann es diesen Herbst glücken. Aber ich weiß nicht, vielleicht muß ich mal abbrechen.“

„Nu?“

„Ja, Trien, ich glaub', ich muß nach Hohenwichel.“

Trien legte den Löffel weg und sah ihren Mann verwundert an.

„Nach Hohenwichel, Gans, zu Klaus?“

„So dacht' ich.“

„Gans, was hat das zu bedeuten? Vergessen kannst Du's doch nicht haben? Klaus hat gesagt, Du sollst ihm nicht wieder „über'n Drüffel“ (über die Hauschwelle) kommen.“

„Das stimmt, Trien. Aber übermorgen sind's zehn Jahr, daß Mutter starb. Und wenn ich auch nicht hineinkommen sollte, daß ich mal vorbeigehe, kann Klaus mir nicht wehren.“

Triene schwieg.

„Und wer weiß, Trien . . .“ sagte Gans weiter, „wer weiß, wozu es gut ist?“

„Du mußt wissen,“ erwiderte Trien und fing an abzuräumen.

„Sieh, Trien! Wenn ich auf dem Berg stehe und mein Tragseil um den Nacken lege und die Karre hebe und dann in den Nebel hineinsche, dann ist mir immer, als sähe ich Hohenwichel und sähe zwei Männer, die Arm in Arm auf das Haus zugehen. Und ich will mir immer einreden: es sind Klaus und ich.“

Hohenwichel, in anderer Landschaft gelegen (man ging viele Stunden bis dahin), hieß die Landstelle, auf der Gans groß geworden war. Der Vater war früh verschieden, die Mutter hatte die Wirtschaft fortgesetzt; ein Krieg hatte sein struppiges Haupt erhoben; die Verhältnisse hatten sich verschlechtert. Die Mutter starb zu einer Zeit, als Gans und Trien die Kate auf Zimmenheiderfeld bereits mit dem Geld, das sie sich bei Bauern verdient, zu eigen erworben hatten. Die Mutter hinterließ ein verschuldetes Erbe, und es war fraglich, was mit Hohenwichel werden sollte. Da verheiratete sich der einzige Bruder von Gans, Klaus, so günstig, daß er die Stelle mit „Schuld und Unschuld“ übernehmen konnte.

Gans war damit einverstanden; er hat sich nur die Truhe, die immer in der Hörn an der Kellerwand gestanden hatte, als Andenken an seine Mutter aus. Die Mutter stammte aus der Buchholzkatte (sie liegt etwa in Wegesmitte zwischen Zimmenheiderfeld und Hohenwichel), wo jetzt ihr Bruderjohn Max Schütt wohnt, her, und hatte die Lade als Aussteuer mitbekommen.

Die Truhe war immer hochgehalten worden, nicht so sehr wegen der trefflichen Skulptur (die kannte und wertete man nicht), sondern weil ein Urältervater der Mutter selbst sie gemacht und geschmückt haben sollte. Ueberall waren Figuren und Blattwerk und Laubwerk. Löwenköpfe und Löwenfüße und Adlerflügel sprangen an den Ecken heraus. Die Vorder-

Leiste war in zwei Felder geteilt, und die waren durch Gruppenbilder geziert, die man als Cain und Abel und David und Jonathan erkannte. Und an der unteren Leiste längs war quer über beide Felder weg frei nach Matthäi 5, 23/24 ein Spruch hingeschnitten: „Sobald du denkst, es hab' ein Bruder etwas gegen dich, geh' hin, verfühne dich! Und dann zu mir, zu deinem Gott!“

Die Lade hat Hans sich aus. Aber Klaus wollte nicht. Nicht aus Eigennutz (beide Brüder hatten weder von dem materiellen noch von dem Kunstwert des alten Stücks eine Ahnung), — nein! — aus Ehrfurcht gegen das Andenken der Mutter, die er ebenso tief und ebenso verschlossen geliebt hatte, wie sein Bruder Hans.

„Daß sie mir, Klaus!“ hat Hans. „Mutter hat mir zugesagt, daß ich sie haben solle.“

Da war das ungeliebte Wort heraus, das die beiden Männer, die so ehrlich waren und so ehrlich liebten, vor der Welt und auch vor sich selbst zu bitteren Feinden machte. Denn auch Klaus glaubte von der Mutter die gleiche Zusage erhalten zu haben.

Die Mutter kann nicht falsch gewesen sein. Das war der Vorderfuß, von dem beide ausgingen. Daher, — folgerten beide Brüder, — kann sie nur einem das Versprechen gegeben haben; einer von uns beiden muß lügen, muß unglaublich gemein und falsch sein. Und da ich die Wahrheit auf meiner Seite weiß, so ist mein Bruder der Lügner und Lump.

Natürlich waltete ein Mißverständnis bei einem von ihnen oder bei beiden vor. Aber wer hätte diesen ehrlichen und heftigen Männern von Mißverständnissen predigen wollen?

Wenn sie nur nicht so heftige Leute gewesen wären, wie es die Paulsen von Hohenwischel, die immer wegen ihres gerechten Sinnes in hohem Ansehen gestanden hatten, von jeher gewesen waren. . . Wenn sie nur ein bißchen weniger rechtlich und ehrlich und sittlich hätten denken können, . . . ein bißchen sich selbst betrügend um den Kol, der alle hält, herum denken können, . . . Wenn nur ein bißchen bei ihnen anders gewesen wäre, als es war, . . . dann wären sie vielleicht selbst auf den Gedanken gekommen, daß doch wohl ein Irrtum vorliege, oder sie hätten es nicht so hochernst genommen, hätten sich erzuert und wiedergetragen, oder der eine hätte sich von dem andern auskaufen lassen.

Aber da sie das alles nicht waren und das alles nicht kannten, so war jeder bereit, den lang bewährten rechtlichen Sinn seines Bruders für nichts zu achten, zu vergessen, daß jener immer ehrlich gewesen sei. Jeder war bereit, das alles lieber für eine Täuschung zu halten als die Falschheit, die er jetzt mit Händen greifen zu können glaubte. Jeder glaubte an einer Charakterverfehlung seines Bruders und hielt ihn für einen ganz erbärmlichen Kerl. So flammte ihre sittliche Empörung auf.

Hans sagte es zuerst.

„Klaus“ sagte er, „wat böst du för'n leegen Kerl!“

Klaus wurde bleich und schwieg eine halbe Minute, dann spie er vor seinem Bruder aus.

„Pfui Deibel, dat seggt mi en Lump. Ja, en Lump. Un dat man mit so'n Lump inner en Dack sin mot!“

Solch harte Worte fielen auf der Diele, wo die alte Truhe stand und an der untern Leiste der fromme, sanfte Spruch: „Sobald du denkst, es hab' ein Bruder etwas gegen dich, geh' hin, verfühne dich!“

Die Jormentbrannten sahen ihn nicht, wollten ihn nicht sehen, oder hatten vergessen, was die alte Lade sagte.

„Daß man mit einem solchen Lump unter einem Dache hausen muß,“ hatte Klaus geschrien.

(Schluß folgt.)

Die Phonetik.

I.

Wohl jeder kennt eine sogenannte Stimme aus einer Ziehharmonika. Wer sie als Knabe fand, nahm sie, blies Luft hindurch und freute sich an dem entstehenden Ton. Manchmal war die dünne, längliche Metallplatte, Zunge genannt, verbogen und bei dem Versuche, sie zurecht zu biegen, bemerkte er, daß diese gelbe Zunge durch eine längliche vieredige Oeffnung in dem dickeren grauen Metallstück hindurchschlug, ohne die Ränder zu berühren. Aber es gelang ihm niemals, die verbogene Zunge wieder in Ordnung zu bringen, die daneben liegende unversehrte Nachbarin gab einen viel schöneren Ton. Die Veränderung des Tones mußte also mit der Verbiegung der Zunge zusammenhängen. Dadurch war sie anders, unregelmäßig geworden, schlug an die Ränder

und rächte sich durch ein unangenehmes Schnarren. Die plötzliche Hemmung infolge des Anschlagens hinderte die Entwidlung eines Tones, es gab nur noch ein verdrücktes Geräusch.

Für unsere Darlegung genügt ein so kleines Ding wie die Harmonikastimme nicht ganz. Machen wir sie daher ein wenig größer und angemessener, indem wir eine schmale Koniferenbüchse ohne Deckel in der Mitte von oben nach unten durchschneiden und die so entstandenen offenen Halbzylinder der Länge nach wieder mit einer Blechplatte zulöten. Jetzt schneiden wir eine längliche vieredige Oeffnung in die aufgelötete Platte, mieten eine hindurchschlagende Metallzunge darauf fest und setzen diese große Stimme in die Wand eines Holzkastens von der Gestalt einer Zigarrenkiste ein. Bohren wir nun oben und unten ein Loch in die Kiste, schieben in das untere Loch ein bequemes Rohr und lassen tüchtig Luft hinein, so entsteht ein kräftiger Ton. Dies so geschaffene Gerät ist im wesentlichen eine sogenannte Zungenpfeife, wie sie in jeder Orgel zu finden ist. Der Vorgang bei der Erzeugung des Tones spielt sich auf folgende Weise ab. Durch das Hineinblasen in den Kasten wird die Luft durch die von der Zunge nicht fest verschlossene Oeffnung in den Zylinder getrieben und versetzt die Zunge in lebhafteste Schwingungen. Um überhaupt einen Ton von sich zu geben, braucht sie, wie oben bei der Harmonikastimme, nur ein wenig angeknüpft zu werden. Dieser schwache Ton wird aber durch die mit in Schwingung versetzte Luft des Zylinders so sehr verstärkt, daß er deutlich hörbar wird.

Dieser Vorgang ist derselbe bei allen Musikinstrumenten. Durch das Anstreichen einer Saite gerät diese in Schwingungen und läßt einen schwachen Ton hören. Die Schwingungen setzen sich durch den Steg, auf dem die Saite liegt, auf die Decke der Geige fort, der in dem Hohlraum der Geige befindliche Luftkörper gerät ebenfalls in Schwingung, verstärkt dadurch den Eigentönen der Saite, und wir erhalten einen hörbaren, angenehmen Ton.

Wollen wir den Ton der Zungenpfeife, der durch das Hineinblasen von Luft entsteht, noch mehr verstärken, müssen wir uns bemühen, noch mehr Luftkörper in Schwingungen zu versetzen. Dies erreichen wir, indem wir in die obere Oeffnung des Holzkastens einen Schalltrichter aus irgend welchem festen Stoffe setzen. Solche Schalltrichter kennt der Leser in dem unteren Ende einer Klarinette, Trompete, Posaune usw.

Jetzt merke man genau auf! Nicht nur verstärkt wird der angeblasene Ton durch den Schalltrichter, den man auch Ansatzrohr nennt, sondern er erhält erst durch diesen Schalltrichter seine eigentliche Klangfarbe. Verändere ich die Form dieses Ansatzrohres, so zeigt sich ebenfalls eine mehr oder weniger bedeutende Aenderung seiner Klangfarbe. Macht man den Aufsatz würfelförmig, klingt der Ton anders, als wenn er kugelförmig ist, ohne im übrigen seine Höhe oder Schärfe zu verändern. Dies ist genau zu beachten!

„Wozu denn diese ganze Erzählung von der Zungenpfeife?“ fragt jetzt der Leser ungeduldig. Ich will es ihm verraten. Mit der Beschreibung der Zungenpfeife habe ich soeben seine eigene Zungenpfeife, womit er die Frage tat, im wesentlichen beschrieben: das Luftrohr zum Anblasen ist die Lufröhre, der Kestlopf mit seinen beiden Stimmbändern die eigentliche Stimme mit ihrem Zylinder, die Rachen- und Mundhöhle der allerdings stets veränderliche Schalltrichter. Veränderlich aber muß er auch sein, denn in dem ersten Wort der Frage „wozu“ hat die erste Silbe „wo“ schon eine ganz andere Klangfarbe als die zweite Silbe „zu“.

Wie ich schon gesagt habe, hat zunächst jeder in Schwingung gebrachte Körper seinen Eigentönen, wie die Zunge in der Harmonikastimme, die man zu diesem Zwecke nur anzunipfen braucht. Wenn das von jedem Körper gilt, muß auch jeder eingeschlossene Luftkörper seinen Eigentönen haben. Dieser entsteht denn auch schon, wenn man dessen Hülle schwach bellopfet oder ihn schwach anbläst. Man nennt diesen schwachen Eigentönen den Grundhall des betreffenden Luftkörpers.

Wringen wir nun einmal den Luftkörper unserer Rachen- und Mundhöhle in die Form, in der wir gewohnt sind ein a zu sprechen, und blasen diesen Luftkörper durch einen sehr schwachen Luftstrom aus der Lufröhre an, so erhalten wir als Eigentönen für diese bestimmte Einstellung, also als Grundhall, den geflüsterten Vokal a. Setzen wir nun durch Anspannung unserer Stimmbänder einen Ton von beliebiger Höhe hinzu, so erhalten wir den Lauten Vokal a. Verändern wir die Gestalt des Schalltrichters oder Ansatzrohres, hier unserer Mundhöhle, und setzen wieder einen Ton von beliebiger Höhe hinzu, so erhalten wir einen anderen Vokal, vielleicht ein u. Also sind unsere Vokale oder Selbstlauter, wie sie auch genannt werden, Verschmelzungen beliebiger Töne unserer Stimmen mit gewissen Hallen des Lautrohres. Die verschiedene Stellung der einzelnen Teile des Lautrohres nennt man dessen Gliederung oder mit einem Fremdwort dessen Artikulation. Die Artikulation verhält sich also zu dem hervorgebrachten Laute wie Ursache und Wirkung.

Daß der Inhalt dieser Darlegung richtig ist, davon kann man sich selbst durch einen ohne Schwierigkeit auszuführenden Versuch sehr leicht überzeugen. Man bringe das Lautrohr (Mundhöhle) in die a-Stellung, klopfe mit dem fleischigen Teile der Fingerspitze mehreremale an die straffe Wange und man hört deutlich den Grundhall a. Noch deutlicher kommt uns dieser Hall zum Bewußtsein, wenn wir durch geeignete Artikulation in die u-Stellung

übergehen und nun zum Unterschied vom ersten Fall den Grundhall u hören.

Wie mit den Vokalen, so verhält es sich auch mit den Konsonanten, den sogenannten *Mitlautern*, nur daß wir die dabei entstehenden Halle *Geräusche* nennen. Diese entstehen, indem ein Hohlraum des Lautrohres von bestimmter Gestalt und Größe durch einen Luftstrom angeblasen, aber gezwungen wird, durch eine Enge zu streichen, oder indem er durch Verschließung der Lippen plötzlich gehemmt oder durch plötzliche Oeffnung hinausgetrieben wird. Man denke dabei an die oben erwähnte verbogene Metallzunge, die wegen ihrer unregelmäßigen Form auf die Känder aufschlug, den Luftstrom hemmte und so Geräusche verursachte.

Jetzt weiß jeder, was *Phonetik* ist: es ist die Lehre von der Entstehung der Laute, die wir beim Sprechen anwenden. Das Wort selbst kommt aus dem Griechischen, von dem Zeitwort *phonein*, das *tönen* bedeutet.

Ueber Wert und Bedeutung der *Phonetik* wird ein weiterer Artikel *Auskunft* geben.

Ernst Brede.

Kleines feuilleton.

Die Leuchttürme gebaut werden. In den Berichten über das Schiffungsglück von Hoel wurde sehr häufig der Leuchtturm erwähnt, der nur etwa 10 Meter vom Brack entfernt steht. Unter welchen Schwierigkeiten solche Leuchttürme gebaut werden, erfahren wir aus den nachfolgenden Ausführungen, die wir einem Abschnitte des soeben erschienenen Werkes „Das Meer“ von Dr. J. Wiese entnehmen. Der Verfasser führt aus, die Beleuchtungsfrage bildet nur einen Teil der Wissenschaft der Leuchttürme. Die Physik muß sich mit der Mechanik zu einem Bunde vereinigen; für diese gewaltigen Lichtherde, die oft in Höhe von 70—80 Metern herabstrahlen, ist eine feste, widerstandsfähige Basis nötig. Nichts leichter als das, wenn diese Aufgabe auf festem Lande zu lösen ist. Aber eine andere Sache ist es, an sie heranzugehen, auf offenem Meere, auf Klippen von einigen Quadratsfuß, im Sturmegebräu und Wellengang. Die absoluteste Festigkeit im flüssigen Element, in der fortwährenden Bewegung und Erschütterung herzustellen, ist eine schwierige Aufgabe, die auch die Hilfsmittel moderner Bauweise nur unter gewaltigem Kraftaufwand und unter großen Opfern zu lösen vermögen. Kostet doch oft der Transport und die Montage der Materialien mehr als der ganze Leuchtturm! Nehmen wir nur als Beispiel den Bau des Leuchtturmes Armen an, bei dem Geduld, Energie und Wissen der Ingenieure und todesmutige Aufopferung des Personals in Ueberwindung aller Schwierigkeiten auf ungeahnte Proben gestellt wurden. Armen, Radiou und Schomeur sind die drei äußersten Felsen des Damms von Sein. Die Brandung an ihnen ist eine gewaltige, Radiou und Schomeur liegen kaum bei niedrigem Wasserstande bloß: von Armen sieht man undeutlich eine Art abgeplattetes und weißgichtiges Maul und die Spitze, die nieder taucht und wieder auftaucht aus den Wogen. Was an Schiffen an Schomeur, Radiou und Armen verloren gegangen ist, entzieht sich jeder Schätzung. Diese drei Wandbitten des Meeres an dem vorgerückten Punkte des alten Kontinents verbündeten sich zu unheilvoller Gemeinschaft, die graufigsten Mordtaten zu verüben. Jahrhunderterte hindurch haben sie die schlechtesten Taten verübt, die ein Felsen begehen kann. Das Bett des Meeres um sie herum ist ein gewaltiger, weiter Kirchhof und deshalb wurde der Gedanke, auf diesem Trio von Mördern ein Feuer anzuzünden, oft in Erwägung gezogen. Man schreckte aber vor der Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, zurück. In dessen begann man die Vorstudien, und 1867 ward die Ausführung beschloffen, ohne daß man an einen Erfolg glaubte. „Sobald eine Möglichkeit vorlag, zu landen,“ schreibt einer der Ingenieure, die die Arbeiten leiteten, „sah man Fischerboote herbeieilen. Zwei Mann aus jedem von ihnen stiegen auf den Felsen, mit ihrem Rettungsgürtel angetan, duckten sich auf ihn nieder, indem sie sich mit einer Hand anklammerten, mit der anderen einen Bohrer oder einen Hammer herborholten und mit fieberhafter Tätigkeit arbeiteten, fortwährend bedeckt von den Wogen, die über ihre Köpfe dahineilten. Wenn einer von ihnen von der Gewalt der Strömung hinweggerissen wurde, so hielt ihn sein Gürtel über Wasser und eine Bootsbesatzung fischte ihn schleunigst auf, um ihn zur Arbeit zurückzubringen. Am Ende der Arbeitszeit hatte man siebenmal landen und acht Stunden arbeiten können; fünfzehn Löcher waren an den höchsten Punkten gebohrt worden. Im folgenden Jahre landete man sechszehnmal und arbeitete achtzehn Stunden, Klammern wurden an den Felsen angebracht. Ein großer Schritt zum Erfolg.“ „Der eigentliche Bau beginnt 1869,“ so erzählt der oben erwähnte Ingenieur. „Es war eine möglichst schnelle Arbeit nötig, denn man arbeitete inmitten der Wogen, die bisweilen den Händen des Arbeiters den Stein entriffen, den er sich anschickte, an den richtigen Platz zu bringen. Ein erfahrener Seemann, gegen eine Spitze des Felsens gefehrt, stand auf der Lauer, und man heilte sich zu mauern, wenn er eine kurze Windstille ankündigte und sich anzuklammern, wenn er die Ankunft einer großen Woge vorher sagte. Die Arbeiter, der Ingenieur, der Aufseher, die stets die Arbeiter durch ihre Antwesenheit ermutigten, waren mit den von der Rettungsgesellschaft gelieferten Gürteln und Sinisterhaken zur Verhütung des Ausgleitens versehen.“ Am Ende dieser

ritten Kampagne hatte man 25 Kubikmeter Mauerwerk aufgeführt, die man im folgenden Jahre unversehrt wieder vorfand. 1870 landete man achtmal und verbrachte achtzehn Stunden auf dem Felsen; 1871 landete man zwölfmal und arbeitete zweiundzwanzig Stunden; 1872 waren über 114 Kubikmeter an Ort und Stelle und die Ausgaben beliefen sich schon auf 135 336 Frank. Der Leuchtturm von Armen konnte endlich 1881 der Benutzung übergeben werden. Sein Feuer dringt 20 Meilen weit, und er ist der letzte, den man beim Verlassen Europas bemerkt. Im ganzen hat er 942 000 Frank gekostet, d. h. 1025 Frank pro Kubikmeter Mauerwerk. Man sieht aus diesem Beispiele, daß, abgesehen von den sehr beträchtlichen Unterhaltungskosten, der Bau eines solchen Leuchtturms ein kleines Vermögen erfordert. Bell-Rod und Cherrry-Vore haben noch mehr gekostet, ersterer 1 390 000 Frank letzterer gar 1 805 000 Frank.

Medizinisches.

Die Behandlung der Blinddarmentzündung. Die Aerzte nehmen der Blinddarmentzündung gegenüber einen verschiedenen Standpunkt ein, sowohl bezüglich des Zeitpunktes, den sie für einen operativen Eingriff geeignet erachten, als auch in den prinzipiellen Fragen der innerlichen oder chirurgischen Behandlung. Es werden immer aufs neue Erfahrungen gesammelt und in ärztlichen Kreisen bekanntgemacht, um die bestgeeigneten Mittel zur Bekämpfung dieser gefährlichen Krankheit ausfindig zu machen. In der „Mündener Medizinischen Wochenschrift“ spricht sich Dr. Garhammer auf Grund der in der inneren Abteilung des Marienhospitals zu Stuttgart gesammelten Erfahrungen dahin aus, daß durchaus nicht in allen Fällen von Blinddarmentzündung ein chirurgischer Eingriff vonnöten ist. Allen Patienten, die wegen Blinddarmentzündung in das Marienhospital gelangten, wurde zunächst entweder flüssige oder rein: Milchdiät und ein gewisses Quantum Opium verordnet. Außerdem wurde ihnen eine Eisblase aufgelegt. Nur solche Kranke, deren Bauchfell durch die Erkrankung des Blinddarmes in größerem Umfange in Mitleidenschaft gezogen war, oder bei denen das Vorhandensein eines Abszesses festgestellt werden konnte, wurden sofort operiert. Wenn diese Erscheinungen im Laufe der Krankheit, die anfangs einen gutartigen Charakter zeigte, auftraten, so wurde ebenfalls zur Operation geschritten. Bei häufigen Rückfällen wurde eine Operation in der anfallsfreien Zeit angeraten. Bei Befolgung dieser Grundsätze war die Sterblichkeit eine geringe. Im Laufe von 16 Jahren wurden im ganzen 167 Fälle behandelt, davon 84 leichte, 40 mittelschwere und 43 schwere Erkrankungen. Bei den 43 schwereren Fällen kam es 18mal zur Operation, von den Operierten starben 3, von den nichtoperierten 25 feiner. Die mittelschwereren und leichten Erkrankungen führten kein einzigesmal zum Tode, demnach starben von 167 Kranken nur 3, also 1,8 Proz. Läßt man die leichten Fälle unberücksichtigt und zieht nur die schwereren in Betracht, so ergibt sich eine Sterblichkeit von 3,6 Proz. Vergleicht man diese Angaben mit den statistischen Mitteilungen anderer Autoren, so muß das Ergebnis als ein außerordentlich günstiges bezeichnet werden. Sahl berichtet, daß von 7200 Patienten im ganzen 10 Proz. starben, und zwar von den Nichtoperierten 9, von den Operierten 21 Proz.; nach Renbers kamen bei 2000 erkrankten Soldaten 4 Proz. Todesfälle vor; Stödel erwähnt 6300 Fälle in der Armee, von denen 4 Proz. zum Tode führten. Diese Ergebnisse scheinen, im Vergleich mit den in Stuttgart gesammelten Erfahrungen, dafür zu sprechen, daß ein chirurgischer Eingriff bei Blinddarmentzündung nicht immer nötig ist, selbst nicht immer in solchen Fällen, die festig auftreten und einen schweren Verlauf nehmen, da auch diese sehr wohl ausheilen können, wenn sie in geeigneter Weise behandelt werden. Diese Tatsache ist übrigens von Orth auf Grund von anatomischen Untersuchungen bestätigt worden. Eine genaue Ueberwachung der Kranken ist durchaus erforderlich, da eine Wendung der Krankheit sehr schnell und gänzlich überraschend eintreten kann. Ebenso unvermutet wie eine Verschlimmerung in leichten Fällen kann auch eine Besserung solcher Erkrankungen eintreten, die anfangs sehr heftig einsetzten.

Geographisches.

Der magnetische Nordpol in Bewegung. Mit dem ruhenden Pol in der Erscheinungen „Flucht“ ist es bei unserer Mutter Erde auch nichts. Schon vor etwa zwei Menschenaltern wurde der Verdacht bei einigen Gelehrten rege, daß die Pole der Erdoberfläche nicht immer dieselbe Stellung eingenommen hätten wie in der Gegenwart. Der französische Physiker Poisson wollte sogar die große Eiszeit, die zurzeit des ersten Auftretens des Menschen geschlehtes auf der Erde große Teile von Nord- und Mitteleuropa mit ungeheureren Massen von Gletschereis überdeckt hat, dadurch erklären, daß der Nordpol der Erde eine andere, d. h. mit Bezug auf Europa südlichere Lage gehabt habe und dann erst mit der Zeit wieder in seine heutige Stellung zurückgekehrt sei. Diese kühne Hypothese ist übrigens von der Wissenschaft verworfen oder vielmehr nie anerkannt worden. Dagegen hat man in neuerer Zeit festgestellt, daß die Erdpole in der Tat keine feste Lage haben, sondern sich in eigentümlichen Kurven bewegen, mit deren Verlauf sich selbstverständlich auch die geographische Breite aller Orte auf der Erde ändert. Nunmehr hat der nordwegische Polarreisende Amundsen etwas Ähnliches auch von dem magnetischen Nordpol ermittelt, der, nach der Entdeckung von Ross, auf der Halbinsel Boothia Felix gelegen ist. Amundsen hat an dieser Stelle während seiner großartigen Expedition, über die er im nächsten Monat auch in Deutschland Vorträge halten wird, 23 Monate kampiert und

während dieser ganzen Zeit magnetische Messungen ausgeführt, die ihn eben zu dem Schluß veranlaßt haben, daß der magnetische Pol wahrscheinlich keine dauernde Lage besitzt, sondern sich in ständiger Bewegung befindet.

Technisches.

Die astronomische Kunstuhr, die der Kunstmechaniker Christian Reithmann in München für das neue Münchener Rathaus in jahrelanger Arbeit ausgeführt hat, darf besonderes Interesse beanspruchen. Nicht weniger als vier Meter Höhe und fast ebensoviel Breite besitzt der dreibürmige Aufbau des Ganzen. Dreizehn Zifferblätter sind den Vorder- und Seitenflächen eingepaßt. Die Mitte der Vorderfront nimmt das Hauptzifferblatt ein; zwei der Zeiger dienen der Münchener Ortszeit, während ein dritter auf mitteleuropäische Einheitszeit eingestellt ist. Ein Ring mit den Hauptstädten der Welt umgibt das Zifferblatt und ist so angeordnet, daß man jederzeit ablesen kann, wieviel Uhr es augenblicklich in jenen Orten ist. Auf einem anderen Blatte ersieht der Beschauer den jeweiligen Stand der Sonne und des Mondes unter den Tierzeichen, sowie die Nektaszension und sonstigen astronomischen Elemente dieser Himmelskörper angezeigt. Auch die Knotenlage der Mondbahn, die Lage der Erdoberfläche und Erdferne des Mondes sind zu erkennen. Die bekanntlich sehr ungleichförmigen Himmelsbewegungen und Sonne und Mond werden so genau wiedergegeben, daß zu jedem Zeitpunkte die Lage beider Himmelskörper zueinander und zur Erde, folglich auch das Eintreten von Mond- und Sonnenfinsternissen berschaulich wird. Natürlich fehlen auch die Mondphasen nicht, ebenso wenig die Jahreszeiten und die Länge des Tages und der Nacht für jedes Datum. Ein kleineres Zifferblatt ist der Sternzeit gewidmet, bekanntlich dem wichtigsten Ausgangspunkt für unsere Zeitmessung. Wieder ein anderes Blatt ist einem überaus reichen Kalendarium gewidmet. Selbsttätig sehen wir da die Wochentage nebst Schalttagen und Schaltjahr angezeigt. An jedem 31. Dezember stellen sich die Daten der beweglichen Festtage durch die Wirkung eines umfangreichen Schaltwerkes für das neue Jahr selbst ein. Die Zeitdauer der Sichtbarkeit der Sonne und des Mondes über dem Horizonte sowie der Aufgang und Untergang dieser Gestirne ist kenntlich gemacht. Die wahre Sonnenzeit, also die Zeit, die eine richtig eingestellte Sonnenuhr zeigt, wird von einem Zifferblatte auf einem der Türmchen angegeben, wobei ein dritter Zeiger die Zeitgleichung berücksichtigt, also den Unterschied zwischen der Sonnenzeit und der Ortszeit ständig markiert.

An einer der Seitenwände ist eine bewegliche Sternkarte in Hochrelief angebracht, die die über dem Horizonte Münchens sichtbaren Sternbilder schon zwölf Stunden voraus anzeigt. Der für uns nicht sichtbare Teil des südlichen Sternhimmels wird auf einem besonderen Felde vorgeführt und das Gegenstück hierzu ist ein Wandrelief, das alles zeigt, was ein gutes Fernrohr vom Monde erkennen läßt. Wieder eine andere Einrichtung zeigt den genauen Stand von Erde und Mond zueinander und in ihrer Lage zur Sonne fortgesetzt an. Auch unser Sonnenstern ist auf eine Platte in Hochrelief geätzt; alle dazu gehörigen Weltkörper in den richtigen Lagen der Bahnen und in den richtigen Entfernungsverhältnissen. Eine Aufzählung aller Einzelheiten würde zu weit führen und es sei nur noch erwähnt, daß auch ein Planetarium vorhanden ist. Die gesamte Uhr ist zurzeit im Deutschen Museum untergebracht, um nach Fertigstellung des Rathhausturmes in dessen oberes Stockwerk transportiert zu werden. Auch hier wird sie dem Publikum zugänglich bleiben. Im ganzen hat Reithmann 6 Jahre an der Uhr gearbeitet. Ihre Kompliziertheit mag aus der oben Angabe erhellen, daß allein das Planetarium gegen 400 Räder mit zusammen 20 000 Zähnen enthält. Der Erbauer erhielt den Betrag von 60 000 Mark, der zu dem wirklichen Werte seiner Leistung kaum im rechten Verhältnis stehen dürfte.

Humoristisches.

— Der Duz-Komment im Parlament. v. Bodelschwingh: Ach, du liebes Abgeordnetenhaus, Vielleichte Mitglieder! Seid Ihr alle da, Kinder? Na, das trifft sich ja prächtig; hier rede ich, und Ihr sitzt so gemütlich um mich herum, da können wir uns ja was Hübsches erzählen. So hab' ich es gern, und darob hüpf' mein Herz voller Bönne.

Ein konservativer Abgeordneter: Zur Sache!
v. Bodelschwingh: Ach, du liebes Schaf, hier handelt es sich nicht um Sachen, sondern um Menschen, um liebe Menschen, denen geholfen werden soll!

Präsident v. Kröcher: Ich möchte den Herrn Medner Sitten, die Anrede „Schaf“ an Abgeordnete tunlichst zu vermeiden. Wenn ich auch annehme, daß der Medner als Hirt und Seelsorger den Ausdruck figürlich meint, so könnte der Ausdruck doch zu Mißverständungen Veranlassung geben.

v. Bodelschwingh: Geliebter Präsident, komm' mal 'runter und laß Dich unarmen! Du bist mir doch einer der Liebsten aus der ganzen Herde. Also, wir wollten doch heute ein hübsches Sozialpolitik treiben! Sage mal, lieber Freund und Bruder Präses, hast du uns nicht bestwegen heute in diesen freundlichen Stall kommen lassen?

Präsident: Auf der Tagesordnung steht die Fürsorge für Wandertarme.

v. Bodelschwingh: Ganz meine Meinung, gutes Präsidenten! Also, da wollen wir uns jetzt ganz niedlich die D'ken streicheln

und dabei ein Kreuzbraves, sozialpolitisches Gesehähen machen. Ach, du lieber Minister da drüben, was rücht du denn so unruhig hin und her auf deinem Gefäßchen? Willst mal 'rausgehen? Da mußt du das Fingerchen hochheben. (Der Minister schüttelt verneinend den Kopf.) So, hierbleiben willst du? Schön, dann mußt du aber auch fein was spendieren für den sozialpolitischen Zweck, geliebte Erzellenz. Und du dort, Freund Fischeck, hör' mal zu, du hast ja so hübsche Ohren, draucht nicht d'rauf zu sitzen, davon werden die schönen Wehrchen ja ganz krumm. Also paß' auf, Fischeckchen: Vor dem Mhl stehen immer so viel Leute, die nicht hineinkönnen; schaffe doch bis heute abend ein paar tausend frische Betten hinein ins Mhl, damit deine lieben Brüder sich nicht draussen die süßen Beinchen erfrieren. Aber nicht vergessen, Freundchen, wenn du ein Taschentuch brauchst, laamst du meins kriegen, um dir einen Knoten hinein zu machen. Abgemacht. Komm' her, Liebster, sollt' n' Aufß haben!
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Dichter- und Tonidichter-Abende des Schiller-Theaters: Am nächsten Sonntag, den 3. März, wird im Bürger-Saale des Berliner Rathauses ein Schubert-Abend, im Schiller-Saale zu Charlottenburg ein Heine-Abend veranstaltet.

— Im Neuen Theater wird Suzanne Després am Donnerstag in der „roten Robe“ („La robe rouge“) auftreten und erst am Freitag in „Rosine“.

— Die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie wird vom 3.-6. April 1907 im Langenbeck-Hause zu Berlin ihren 36. Kongreß abhalten. Bis jetzt sind folgende Thematika zur Behandlung vorgemerkt: 1. die Chirurgie des Herzens; 2. Lungenchirurgie; 3. die Exstirpation der Prostata; 4. Oberextremitätbrüche, besonders am oberen und unteren Drittel.

— Die allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft beschloß, im Jahre 1908 im Münchener Glaspalaste eine Jubiläumsausstellung und im Jahre 1909 in Wien eine deutsch-nationale Ausstellung zu veranstalten.

— Joseph Lewinsky, einer der letzten Vertreter des traditionellen Wiener Burgtheaterstiles, ist in Wien gestorben. Er war 1835 in Wien geboren. Er begann als Aushilfsstatist am Burgtheater. Figur und Gesicht schienen ihm keine Ausichten zu eröffnen, ihm fehlten so ziemlich alle äußeren Mittel. Langsam wurde auf dem Umwege über Probingsbühnen sein Talent als Charakterdarsteller erkannt. In beharrlichem Studium brachte er es zu einer außerordentlichen Sprechtechnik. Heinrich Laube entdeckte ihn schließlich 1858 für die Burg, der er von nun an treu blieb. Sein erstes Auftreten als Franz Moor war kein geringes Wagnis, aber es hatte einen glänzenden Erfolg. Was schon damals an ihm gerühmt wurde: der fließende Vortrag, die reiche Modulation und die lebensvolle Charakterisierung, blieb sein dauernder Vorzug. Nach und nach spielte er das ganze Charakterfach durch. Seine Schurkenrollen machten Schule. Später wurde er auch ein hervorragender Anzengruber-Darsteller. Als „Wurzelsepp“, als „Grillhofer“ im „G'wissenswurm“ wirkte er vorbildlich. Freilich blieb er dabei im Rahmen des überlieferten Burgtheaterstiles, der mehr auf kluge Berechnung, Klarheit des Vortrages und gewisse Schönheitslinien ausging, als auf unmittelbare Leidenschaft und Tiefe der Empfindung. Bei den Musseraufführungen, die 1888 in München stattfanden, spielte Lewinsky seine besten Rollen mit starkem Erfolge. Als Meister der Sprachbeherrschung, als welcher er sich auch als Lehrer verdient machte, hatte er lange eine unbestrittene Domäne in der Rezitation. Neue Zeiten, neue Bedürfnisse kamen, ein anderer Stil brach sich durch. Aber Lewinsky behielt seinen legendären Ruhm. Bis in die letzten Jahre hinein frisch und tätig, konnte Lewinsky im Jahre 1905 noch die Ehren seines von der ganzen Bühnenvelt gefeierten 70. Geburtstages auskosten.

— Richard Strauß hat nun einmal das Unglück — oder andere werden sagen das Glück — daß es fast überall erst einen „Fall Salome“ gibt, ehe er sein Werk auf die Bühne bringt. Dies ist ihm auch in Paris widerfahren. Dort sollte er die große Oper „Salome“ aufführen, aber dem stand die Abmachung der Direktion mit der Autorengeellschaft entgegen, wonach nur solche Werke aufgeführt werden dürfen, deren Schöpfer Gesellschaftsmitglieder sind. Ein Beitritt Straußens aber war unmöglich, da in den Statuten das Recht der Gesellschaft festgesetzt ist, auch für die Aufführungen im Auslande die Lantienen einzuziehen sowie allen Mitgliedern die Ueberlassung auch nur eines ihrer Werke an eine Bühne zu verbieten, die mit der Autorengeellschaft in keinem Vertragsverhältnis steht. Die Gesellschaft hat sich indes schließlich bereit erklärt, die Anwendung dieser Bestimmungen diesmal auf die Aufführungen in Frankreich, Belgien und Monaco zu beschränken, so wie sie es früher schon mit ausländischen Autoren, wie Wagner, Verdi, Puccini gehalten hat. Unterdes ist freilich die Zeit so weit fortgeschritten, daß die Aufführung in der Oper nicht mehr einstudiert werden kann. Das Werk kommt im Mai oder Juni im Gaité-Theater zur Aufführung und wird von Künstlern der großen Oper dargestellt werden.